

Janne Knödler, Dominik Loser

Emotionsarbeit in sozialen Bewegungen

**Ein Forschungsprojekt zur Einführung in die
sozialwissenschaftliche Emotionsforschung**

Q-Tutorium

Wintersemester 2017/18 und Sommersemester 2018

Humboldt-Universität zu Berlin

Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftliche Fakultät

Institut für Sozialwissenschaften

1. Thema und übergeordnete Fragestellung des Q-Tutoriums

Im ersten Semester trug unser Q-Tutorium den Titel „Emotionen in der politischen Kommunikation“. Ausgangsthese war für uns, dass Emotionen eine zentrale Rolle in politischen Prozessen einnehmen – in unserem Tutorium wollten wir uns dem Thema Emotionen dann aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive nähern: Was meint der Begriff? Wie können Emotionen in den Sozialwissenschaften sinnvoll konzeptualisiert und untersuchbar gemacht werden? Wie können wir dabei lang bestehende Dichotomien wie Vernunft und Gefühl, Körper und Geist, Objektivität und Subjektivität kritisch hinterfragen? Und: Inwiefern kann ein Ansatz, der Emotionen ins Zentrum der Analyse rückt, neue Erkenntnisse generieren und neue Blicke auf bestehende Fragen eröffnen?

Ziel des Tutoriums war erstens, in einem theoretischen Teil die Studierenden dazu anzuregen, das bestehende Alltagsverständnis von Emotionen infrage zu stellen, und zweitens, gemeinsam Wege zu finden, diese eher theoretischen Fragen im Rahmen empirischer Projekte anzuwenden. Im Sinne des Forschenden Lernens sollten die Studierenden sich dafür in Kleingruppen zusammenfinden und die politische Kommunikation (ausschnittsweise) ausgewählter politischer Akteur_innen zu untersuchen.

Dabei entwickelte sich eine recht diverse Forschungslandschaft: (1) Die „Wut-Gruppe“ analysierte vergleichend Wut-Narrative in rechten und linken Online-Publikationen im Kontext der Flucht- und Migrationsdebatte; (2) die „Angst-Gruppe“ setzte sich mit dem „Angst-Machen“ durch Spitzenkandidat_innen der Alternative für Deutschland in Fernsehtalkshows auseinander; (3) die „Empathie-Gruppe“ beschäftigte sich mit dem rhetorischen Formieren von Empathie in einer Kriegsgedenk-Rede Ronald Reagans; (4) die „Scham-Gruppe“ befasste sich mit Ursprüngen und Bedeutungen von Scham-Erfahrungen infolge des Wahlerfolges der Alternative für Deutschland; (5) und ein weiterer Teilnehmer fokussierte auf Hass-Narrative in der Gründungscharta der Hamas sowie in den „Die Protokolle der Weisen von Zion“.

Im zweiten Semester, also dem Sommersemester 2018, führten wir das Q-Tutorium des vorherigen Semesters nicht fort, sondern konzipierten die Veranstaltung unter Berücksichtigung unserer Erfahrungen als verbesserte Neuauflage des vergangenen Tutoriums. Der theoretische Ansatz sollte dabei der gleiche sein – die sozialwissenschaftliche Emotionsforschung – allerdings mit einem veränderten Akteur_innenschwerpunkt. Statt der absoluten inhaltlichen Breite unter dem Stichwort „politische Kommunikation“, fokussierten wir nun auf „Emotionen in sozialen Bewegungen“, auch um eine leichtere Anknüpfung theoretischer Zugänge an die empirische Forschung der Teilnehmer_innen zu ermöglichen. Hierbei stellten wir als theoretisches Konzept und empirischen Anker für die Forschungsprojekte der Teilnehmerinnen insbesondere die „Emotionsarbeit“ – “the act of trying to change in degree or quality an emotion or feeling,” “the act of evoking or shaping, as well as suppressing, feeling in oneself” (Hochschild 1979:651) – von sozialen Bewegungen in den Vordergrund.

Im zweiten Semester bildeten unsere Seminarteilnehmer_innen (aufgrund ihrer geringeren Anzahl) lediglich zwei Forschungsgruppen. Während sich eine Gruppe mit der Emotionsarbeit der #metoo-Bewegung auf Twitter auseinandersetzte, untersuchte die andere Gruppe die Emotionsarbeit der „Identitären“ Bewegung. In beiden Gruppen lag der Fokus auf Formen der Interaktionen, die auf sozialen Medien stattfinden – beide Bewegungen sind in ihren Mobilisierungsstrategien stark an den Funktionslogiken verschiedener sozialen Medien orientiert. Im zweiten Semester waren die Gruppen nicht mehr explizit an eine einzelne Emotion gekoppelt, sondern an die von ihnen untersuchten

Akteur_innen. Teil der Aufgabe war nun, verschiedene Emotionen aus der untersuchten Emotionsarbeit zu lesen.

2. Zusammensetzung der Gruppe

Bezüglich der Zusammensetzung der Gruppe müssen das Tutorium im ersten und das Tutorium im zweiten Semester getrennt betrachtet werden.

Im ersten Semester nahmen an der ersten Sitzung mehr als 20 Studierende teil. Binnen der ersten drei Sitzungen jedoch reduzierte sich die Teilnehmer_innenzahl auf ein stabiles Maß von elf Studierenden. Die Mehrheit studierte (im Hauptfach) Sozialwissenschaften (unser Tutorium ist am sozialwissenschaftlichen Institut angebunden), jedoch hatten wir ebenso eine Ethnologin, eine Psychologin, eine Kultur- und Erziehungswissenschaftlicherin sowie einen Historiker/Philosophen dabei. Dadurch war ein gewisses Maß an Interdisziplinarität gegeben. Interessant war ebenso, dass wir ebenso mit einer hohen Spannweite hinsichtlich des Studienfortschritts und Erfahrung mit sozialwissenschaftlichen Methoden konfrontiert waren: Vom ersten Semester im Bachelor bis zum dritten Mastersemester war alles vertreten.

Aus unserer Sicht haben die Teilnehmer_innengruppe, das Seminar insgesamt sowie insbesondere die Forschungsprojekte der Studierenden enorm sowohl von der fachlichen Interdisziplinarität der Studierenden als auch von den unterschiedlich langen Studiumszeiten der Teilnehmer_innen profitiert. Dies haben wir auch als Rückmeldung der Teilnehmer_innen erhalten. Durch die unterschiedliche Bandbreite an Erfahrungen konnten einzelne Gruppenmitglieder verschiedene Rollen einnehmen und die Gruppen fachlich und methodisch viel voranbringen. Gleichzeitig ermöglichte die Interdisziplinarität die Integration verschiedener Perspektiven in die Seminar- und Gruppendiskussionen. Wir empfanden die Heterogenität unserer Seminarteilnehmer_innen stets als Ressource, sie erschien uns nie als Problem.

Besonders gefreut hatte uns auch, dass viele der Teilnehmer_innen hoch motiviert und sehr engagiert waren. Alle, die sich zu Anfang des Seminars entschieden hatten, teilzunehmen, blieben bis zum Schluss Teil des Seminars und haben alle aktiv am Seminar und insbesondere in ihren Projekten teilgenommen. Auch mit schwankender Anwesenheit oder der Bildung eines harten Kerns sehr aktiver Studierender und einer Peripherie hatten wir im ersten Semester keine Probleme; auch die Abgabe der „Hausaufgaben“ (die Blogbeiträge) war kein Problem. Lediglich ein Teilnehmer war eher selten anwesend und wollte auch nicht in einer Gruppe, sondern alleine ein Forschungsprojekt durchführen. Auch wenn dieses Vorgehen unseren Vorstellungen nicht entsprach, haben wir es nach Absprache untereinander und mit dem Teilnehmer akzeptiert.

Die Atmosphäre im Seminar haben wir stets als positiv empfunden. Uns war sehr wichtig, dass die Teilnehmenden respektvoll miteinander umgehen – gerade in Anbetracht des Seminarthemas „Emotionen“ stellten wir auch immer wieder Fragen, die in die vermeintlich private Sphäre der Gefühle der Teilnehmenden eindringen. Diese Verordnung der Emotionen im Privaten Raum war ja eine der Grundannahmen, die wir mit unserem Seminar hinterfragen wollten: Wir wollten zeigen, dass Emotionen – auch die eigenen – erkenntnisgenerierend wirken können und relevant für die sozialwissenschaftliche Forschung sind. Trotzdem war uns bewusst, dass „über Gefühle sprechen“ als grenzüberschreitend angesehen werden kann und so versuchten wir stets, unsere Fragen als Vorschläge zu formulieren, welche die Teilnehmenden annehmen konnten, oder eben nicht. Dieses Vorgehen funktionierte für uns sehr gut: Viele Studierende nahmen die Angebote, ihre eigenen Emotionen gemeinsam zu reflektieren, an und zu keinem Zeitpunkt entstand eine Situation, in der die

Studierenden berichtet hätten, sich unwohl zu fühlen. Auch half diese Form der offenen und reflektierenden Kommunikation uns als neuen Tutor_innen, Gedankengänge und Bedenken klar zu kommunizieren und so Transparenz im Forschungsprozess zu schaffen.

Im zweiten Semester hatten wir es im Seminar mit einer kleineren Teilnehmer_innengruppe zu tun. Während in der ersten Sitzung wiederum knapp 20 Studierende sich das Seminar angeschaut hatten, blieben letztlich acht Studierende im Seminar und nahmen bis zum Ende teil. Diese Teilnehmer_innengruppe war bezüglich Studiengang und Studienfortschritt deutlich homogener, 6 von 8 Teilnehmer_innen studierten Sozialwissenschaften und befanden sich im Bachelor, eine Teilnehmer_in studierte Psychologie, ein Teilnehmer – der auch im ersten Semester bereits an unserem Tutorium teilgenommen hatte – Geschichte und Philosophie.

Interessanterweise unterschied sich die Dynamik durchaus vom ersten Semester: Während wir im ersten Semester kaum mit schwankender Anwesenheit konfrontiert waren, bildete sich im zweiten Semester einerseits ein Kern an Studierenden heraus, die fast immer anwesend waren, andererseits nahmen einige Studierende nur hin und wieder teil. Zudem hatten wir – insbesondere am Anfang des Seminars – mit ausbleibender Abgabe der Hausaufgaben (der Blogbeiträge) zu kämpfen, ebenso mit mangelnder Qualität der Abgaben. Nachdem wir klarer kommunizierten, welche Anforderungen wir an die Blogbeiträge stellen, legte sich dies jedoch in gewissem Maße. Auch wenn die Anwesenheit aller Teilnehmer_innen im Seminar nicht immer gegeben war, so hatten wir doch das Gefühl, dass alle Studierenden in den Forschungsgruppen aktiv involviert haben und die Aufgabenteilung in den Gruppen gut funktioniert hat.

3. Arbeitsschritte im Forschungsprozess:

Im Sinne des Forschenden Lernens haben wir versucht, von Anfang die gemeinsam mit den Studierenden im Seminar erarbeiteten Inhalte von Anfang an und konsequent mit den Forschungsprojekten der Studierenden zu verknüpfen. Hierzu haben wir Hausaufgaben in Form von Blogbeiträgen aufgegeben: Kurze Textbeiträge, die zuerst alleine, später dann in Gruppen entwickelt und – für alle sichtbar – auf unserem Online-Blog veröffentlicht wurden. Sinn der Blogbeiträge war es, die Studierenden in kleinen Schritten ihr Forschungsprojekt entwickeln zu lassen und dabei Ideen und Gedankengänge, Fortschritte und Hindernisse festzuhalten und zu dokumentieren. Welcher Blogbeitrag zu schreiben war, richtete sich natürlich vor allem danach, was wir in der jeweiligen Tutoriumssitzung behandelt hatten. Dabei begriffen wir die Blogbeiträge nicht als eine Art "Vorarbeit", vielmehr stellten sie für uns selbst bereits Forschung dar. Gleichzeitig waren die Blogbeiträge ein Versuch unsererseits, das Forschungsprojekt zu strukturieren.

Beispielhaft sollen die Blogbeiträge im ersten Seminar dargestellt werden:

1. Fragen an die Emotion: Jede_r Studierende suchte sich eine Emotion aus und überlegte sich, was er_sie von der Emotion "wissen" wollte (Beispiele: Was verursacht Scham? Wie wird Angst körperlich und sprachlich sichtbar? Hängt Wut mit einem Gefühl von Ohnmacht zusammen?) Im Anschluss an diesen Eintrag formierten sich Forschungsgruppen um eine spezifische Emotion, welche die Gruppe dann beforschte.
2. Warum diese Akteur_in? Die Emotionsgruppen suchten sich eine Akteur_in aus, den_die sie beforschen wollten, und stellten in dem Eintrag dar, warum ein Beforschen dieser Akteur_in in Hinsicht auf das Seminarthema wäre.

3. Welche Methode? Die Emotionsgruppen überlegten sich, welche Methoden sie zur Durchführung ihres Forschungsprojektes spannend fänden und inwieweit sie zu der gewählten Akteur_in und Emotion passt. Entwickeln der Forschungsfrage
4. Untersuchungsgegenstand: Welcher Typ von Untersuchungsgegenstand (z.B. Zeitungsartikel/Rede) soll für Forschung genutzt werden? Und welches Beispiel ganz konkret und warum (z.B. Rede von Ronald Reagan), was soll mit dem konkreten Beispiel gezeigt werden?
5. Emotionsverständnis/Emotionstheorie/Emotionsdefinition: Welches Emotionsverständnis, welche Emotionstheorie passt aus welchen Gründen zum Forschungsprojekt?
6. Beispiele aus der Forschung I
7. Beispiele aus der Forschung II
8. Fazit/Narrativ: Beantwortung der Forschungsfrage: Wie sieht die Emotionsarbeit unserer Akteur_in aus?
9. Reflexion/Nachwort: Die Emotionsgruppen sollten reflektieren, wie es ihnen mit und in der Forschung, insbesondere auch in Bezug auf ihre "eigenen" Emotionen im Forschungsprozess ging.

Die Blogbeiträge orientierten sich demnach grob an den idealtypischen Phasen des Forschenden Lernens (Wahrnehmung eines Ausgangsproblems, Finden einer Fragestellung, Erarbeiten von theoretischen Zugängen, Auswahl und Aneignung von Methoden, Entwicklung eines Forschungsdesigns, Durchführung einer forschenden Tätigkeit, Erarbeitung der Ergebnisse, Reflexion des gesamten Prozesses). Zu jedem Blogbeitrag haben wir Feedback gegeben, um den Studierenden eine versichernde Rückmeldung zu geben und in gewissem Maße auch (wenn nötig) zu steuern, sodass die Projekte in eine für uns wünschenswerte Richtung gingen entwickelten.

Insbesondere im ersten Semester kristallisierten sich im Forschungsprozess drei deutliche Probleme heraus: Zum einen war es für einige Gruppen schwer, eine spezifische Forschungsfrage zu formulieren. "Worum" es im Projekt ungefähr gehen sollte, war zwar klar, dies auf eine ausformulierte Forschungsfrage mit Fragezeichen zu bringen fiel einigen jedoch schwer.

Zum anderen tauchte in einigen Gruppen immer wieder die Herausforderung auf, Emotionen "im" Material empirisch festzumachen, trotz der einer intuitiven Wahrnehmung, dass da etwas "ist". Dies ist eine häufige Schwierigkeit in sozialwissenschaftlicher Emotionsforschung, aber auch erkenntnisfördernd und lehrreich, weil es zwingt, genau hinzuschauen, kleinteilig zu argumentieren und eine gute Theorieanbindung zu leisten.

Drittens – das war weniger Problem als Tatsache – gab es sowohl im ersten als auch im zweiten Semester Gruppen, die die Planungsphase ihres Forschungsprojektes bereits früh beendet hatte, bei denen dann aber bis zum eigentlichen Durchführen des Projektes (z.B. der qualitativen Analyse eines Zeitungsartikel, dem Durchführen eines Interviews) recht viel Zeit verging und die dann am Ende viel Arbeit in kurzer Zeit erledigen mussten. Dem haben wir im zweiten Semester durch ein früheres Erstellen eines Arbeitsplans mit verbindlichem Charakter zu begegnen versucht.

4. Formen der Zusammenarbeit

Wir haben uns vor unserem Tutorium sehr viele Gedanken über die didaktische Gestaltung gemacht. Viele Seminare an der Uni laufen didaktisch nach der immer gleichen Weise ab: Referat über einen Text, dann von der Referierenden geleitete Diskussion, bei der immer die gleichen Teilnehmer_innen zu Wort kommen. Unser Q-Tutorium sollte ein Ort sein, an dem didaktisch etwas experimentiert oder zumindest variiert würde. Uns war wichtig, für uns zu begründen, warum wir eine bestimmte Methode wählten. Vorteilhaft war da, dass wir das Tutorium zu zweit leiteten und alle Entscheidungen gemeinsam trafen und so nie eine Methode "einfach so" wählten.

Unsere Sitzungen begannen wir häufig mit einer "Aufwärmfrage", die etwas mit unserem Seminarthema zu tun hatte. Damit wollten wir einerseits die Atmosphäre auflockern, andererseits die Verknüpfung unseres Seminarthemas mit der erlebten Realität der Studierenden illustrieren. So stellten wir zum Beispiel die Frage "Wann seid ihr eurer Emotion (Anm: die Emotion, welche die Studierenden beforschten) zum letzten Mal begegnet?" Diese Fragen wurden dann in Zweier-Gruppen beantwortet, bevor wir mit dem Inhaltlichen Teil der Sitzung angingen. Mit dieser Technik machten wir durchweg positive Erfahrungen: Die Studierenden kamen in einen Denk- und Redefluss, der den Einstieg in spätere Diskussionen erleichterte. Außerdem lernten wir uns untereinander etwas persönlicher kennen, was den Umgang positiv beeinflusste.

Ebenso gute Erfahrungen machten wir mit Kleingruppenarbeit. So haben wir in den Theoriesitzungen, die besonders zu Beginn des jeweiligen Semesters stattfanden, die Lesefragen nahezu immer erst in Kleingruppen besprechen lassen, bevor wir den Inhalt in der Großgruppe besprochen haben. Für uns war dies ein Mittel, um alle Seminarteilnehmer_innen zum Sprechen zu bringen und Hemmungen, Fragen zu stellen, abzubauen.

Während der Diskussion in der Großgruppe bemühten wir uns, das Gesagte auf einem Tafelbild zu strukturieren und visualisieren, welches wir am Ende der Stunde fotografierten und in Moodle hochluden.

Zentral für die Arbeit in den Gruppen waren die oben erwähnten Lesefragen, welche wir den Studierenden für die zu lesenden Texte mitgaben. Diese sollten einerseits die Lektüre fokussieren, andererseits den Rahmen dessen, was wir in der Sitzung besprechen wollten, setzen. Besonders im zweiten Semester legten wir Wert darauf, dass die Teilnehmer_innen die Lesefragen schriftlich vor der Sitzung beantworteten – wir hofften, dass dieses Gefühl der Verpflichtung dazu beitragen würde, dass die Lesefragen tatsächlich bearbeitet werden würden – die Resultate dieses Vorgehens waren jedoch gemischt.

5. Veröffentlichung

Wir haben uns entschieden, die Beiträge auf einem Blog zu sammeln. Die Idee war es, den Teilnehmenden eine Plattform zu geben, auf der sie sich von den klassischen akademischen Formaten lösen konnten und möglichst niedrigschwellig und informell Gedankengänge und Impulse verschriftlichten konnten. Gerade auch in Bezug auf unser Thema "Emotionen" war uns wichtig, dass die Teilnehmenden viel reflektierten: Zum Beispiel, wenn es darum geht, wie sich Emotionen in Texten lokalisieren lassen, gibt es noch wenig sozialwissenschaftliche Werke, die dazu Methoden vorschlagen. Das doch sehr persönliche und informelle Medium des Blogs sollte die Teilnehmenden dazu anregen, sich selber Gedanken zu machen, wie ihre "Emotions-Lokalisationsarbeit" aussah – wo sie in Texten Emotionen lasen und warum. Außerdem sind wir davon überzeugt, dass die eigenen Emotionen im

Forschungsprozess erkenntnisgenerierend wirken können – wir hofften, dass die Teilnehmenden den Blog auch dafür nutzen würden, ihre eigenen Prozesse zu dokumentieren.

Leider funktionierte dieser Ansatz nicht genau so, wie wir uns das vorgestellt hatten. Den Teilnehmenden fiel es schwer, aus dem Akademiker_innen-Sprech auszubrechen. Die Beiträge entsprachen häufig eher wissenschaftlichen Exposés als Blogbeiträgen – wobei sie dadurch keinem der Formate wirklich gerecht wurden. Im zweiten Semester versuchten wir klarer zu kommunizieren, was wir uns unter dem Blog vorstellen, machten jedoch ähnliche Erfahrungen. Hier wäre es auf jeden Fall sinnvoll, sich Gedanken zu machen, wie die Studierenden an ein solches Format herangeführt werden könnten.

6. Persönliche Erfahrungen

Janne:

Das Q-Tutorium zu leiten war eine unglaublich erkenntnisreiche Erfahrung. Seit meiner Schulzeit mache ich mir viele Gedanken darüber, wie Lehre so gestaltet werden kann, dass die Veranstaltungen einerseits erkenntnisfördernd sind, andererseits auch begeistern und Spaß machen. Dass wir im Rahmen des Tutoriums über Thema, Literaturliste und didaktisches Vorgehen selber entscheiden konnten, gab uns die Möglichkeit, all diese Gedanken in die Praxis umzusetzen – und auch selber zu erfahren, wie viel Arbeit hinter einem (gut) ausgearbeiteten Konzept steckt.

Ein einziges Mal hatten wir beide aufgrund von Krankheit nicht genug Zeit, die Sitzung ausreichend vorzubereiten, und entschieden uns kurzfristig für ein klassisches Seminarformat: Textlektüre, Rückfragen, Diskussion – und fielen damit etwas auf die Schnauze. Die Diskussion verlief stockend, selbst die Studierenden, die die Texte gelesen hatten, meldeten sich nur zögerlich zu Wort. Diese Erfahrung habe ich in meinem regulären Studium zwar häufig gemacht – selber gefühlt, wie stressig diese Situation für Dozierende ist, habe ich aber erst im Rahmen meines “eigenen” Tutoriums.

Besonders im zweiten Semester fiel mir auf, wie kurz ein Semester ist. Nicht zuletzt aufgrund der vielen Feiertage im Sommersemester blieben uns letztendlich 11 Sitzungen, in denen wir einerseits einen theoretischen Einstieg in ein für die meisten Teilnehmer_innen neues Thema leisteten, andererseits ein Forschungsprojekt durchführen wollten. Gerade durch die Strukturierung durch die Blogbeiträge war unser Ziel eigentlich, dass am Ende des Semesters die Projekte nahezu abgeschlossen seien, und die Studierenden die zuvor verschriftlichten Ergebnisse nur zusammentragen müssten. Dies klappte nicht besonders gut: Besonders im zweiten Semester waren viele Studierende mit ihrem Projekt noch nicht fertig und mussten noch viel Zeit in der vorlesungsfreien Zeit aufwenden, um das Projekt fertig zu stellen.

Ein Tipp für zukünftige Tutor_innen: Kommunikation ist unglaublich wichtig. Also vor allem Kommunikation hinsichtlich der Erwartungen an die Teilnehmenden – was sind die Aufgaben, wie soll eine Aufgabe gestaltet werden, welchen Umfang stellen wir uns vor? Auch wenn ich das Q-Tutorium als Chance für möglichst hierarchiefreie und gemeinsam bestimmte Lehre begriffen hatte, waren die Teilnehmer_innen doch oft unsicher, wenn die Anweisungen nicht ganz klar waren.

Dominik:

Wenn ich an das Q-Tutorium Revue passieren lasse, denke ich häufig an die allererste Sitzung: Enorm zeitintensive Vorbereitung der Sitzung bis ins kleinste Detail, trotzdem unfassbare Nervosität und Unsicherheit auf meiner Seite. Wie kommt unser Thema an? Wie wirken Janne und ich als Seminarleitende? Im Laufe der zwei Semester habe ich jedoch gemerkt, wie sich meine Haltung

gegenüber dem, wie wir das Tutorium konzipieren und durchführen verändert hat. Durch das positive Feedback der Studierenden und den zumeist wirklich guten und erwartungsbefriedigenden Sitzungen wurde mir klar, dass Janne und ich im Seminar nicht völlig fehlgeleitet agieren und die Erwartungen der Studierenden an das Tutorium und an uns nicht völlig enttäuschten. Alleine für diese bestätigende Erfahrung der Selbstwirksamkeit bin ich sehr dankbar.

Auf der anderen Seite offenbarte sich mir durch die eigene „Lehrpraxis“ deutlicher als zuvor, wie schwierig Lehre eigentlich ist. Sitzungen abwechslungsreich, fördernd und fordernd zu planen kostet enorm viel Zeit. Studierende im Seminar haben unterschiedliche Erwartungen und Vorlieben, die mitunter so widersprüchlich sind, dass sie nicht in Einklang zu bringen sind - zum Beispiel der Wunsch nach mehr Theorie vs. dem Wunsch nach weniger Theorie im Seminar. Diesen unauflösbaren Konflikt auch mal auszuhalten und deutlich klar zu machen, warum wir uns als Leitende für den Weg A und nicht für Weg B entschieden haben, ist insbesondere in der Anfangszeit elementar, um zukünftige Enttäuschen unter den Studierenden zu vermeiden und sich auch selbst in der Seminarleitung rückzuversichern.

Besonders für zukünftige Q-Tutor_innen relevant erscheint mir auch, sich immer wieder zu vergegenwärtigen, dass Tutor_innen und Seminarteilnehmende (in den meisten Fällen) von einem sich deutlich unterscheidenden Wissensniveau bezüglich des Seminarthemas aus starten. Für die Tutor_innen gilt es dann immer wieder zu reflektieren: Welches Wissen der Studierenden nehme ich an? Was erscheint mir völlig klar - und ist es den Studierenden auch so klar? Nur so kann gewährleistet werden, dass sich ein produktiver Austausch im Sinne einer Wissensproduktion und Erkenntnisgewinne aufseiten der Studierenden ergibt.